

.....

## Vorwort

In der narrativen Therapie bezeichnet der Begriff „poetischer Punkt“ ein für eine Sprachgemeinschaft zentrales Thema, um das herum sich besonders konflikthafte Geschichten und Erzählungen ranken. Die Auseinandersetzung um ADHS – und seine vielfältigen begrifflichen Variationen – stellt einen solchen poetischen Punkt dar. Die Auseinandersetzungen sind heftig, es kommt zu Polarisierungen zwischen Fachleuten und Betroffenen sowie zwischen den verschiedenen disziplinären „Lagern“.

Es scheint mir so, als biete sich ADHS besonders deshalb als ein solcher „poetischer Punkt“ an, weil diese Störung ein Kristallisationspunkt für eine Debatte ist, die die Frage nach dem Verhältnis zwischen biologischer Ausstattung des Menschen und seiner sozialen Prägung betrifft. In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts erlebten wir im Gefolge der massiven Gesellschaftskritik der „68er-Generation“ eine deutlich erkennbare Bevorzugung der Idee, dass alle menschlichen Probleme lösbar seien, wenn man sich von den gesellschaftlichen Unterdrückungsmechanismen befreien könnte, die sich in ihnen widerspiegeln. Diese würden durch die Eltern und die Familie direkt an die Kinder weitergegeben. Eine Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen war gleichzeitig verbunden mit der Idee, alle seelischen Phänomene auf soziale Bedingungen zurückführen zu können. Studien zeigten, wie die Erwartungen von Erziehungspersonen die Leistungsfähigkeit von Kindern beeinflussten und wie die Erwartungen von Psychiatern die Phänomene (mit) erzeugten, die sie angeblich objektiv diagnostizierten. Die Antipsychiatriebewegung entstand und erreichte die Auflösung der Großkrankenhäuser, der Begriff der seelischen „Krankheit“ wurde dekonstruiert. Da sich biologische und biologistische Theorien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf furchtbare Weise diskriminiert hatten, gerieten

gleichzeitig Verfechter solcher Positionen schnell ins politisch verächtliche Abseits.

Aus heutiger Sicht hat diese Zeit nicht nur ihren Sinn gehabt, sondern es war wohl auch nötig, eine Zeit lang radikal zu denken, so dass genügend Energie mobilisiert werden konnte, um Verhältnisse zu verändern, die veränderungsbedürftig waren. Die Sensibilität für soziale Prozesse, dafür, wie unsere Wirklichkeit als Konstruktion des Geistes erzeugt wird und wie unsere soziale Welt im kontinuierlichen Gespräch, im gemeinsamen Erzählen von Geschichten entsteht, die verdanken wir jener Zeit. Alle Bereiche psychosozialen Handelns haben sich verändert: Psychiatrie, Psychologie Sozialarbeit, Jugendhilfe. Und schließlich sind in jener Zeit Psychotherapieformen entstanden, die der sozialen Verfasstheit des Menschen entsprechen und die zumindest ich aus der Landschaft der modernen Psychotherapie nicht mehr wegdenken möchte.

Doch wenn man beginnt, sensibel für Beschreibungen zu sein, dann wird deutlich, dass auch sozial orientierte, konstruktivistische und konstruktionistische Beschreibungen nicht immer frei von „Risiken und Nebenwirkungen“ sind. So galt es in der therapeutischen und pädagogischen Diskussion über Menschen mit Verhaltensproblemen als äußerst heikel, die Frage angeborener Tendenzen anzusprechen: befreie doch das Etikett „biologisch“ oder „erblich“ das Umfeld von der Verantwortung, das Problem zu behandeln. Zu sagen, dass es angeborene Tendenzen gibt, wäre dann gleichzusetzen mit der Erklärung: „Das ist genetisch! Da kann man nichts machen!“ Der einzige Weg bestehe dann in der Vergabe von Medikamenten.

Unglücklicherweise führt jedoch das Vermeiden einer Diskussion über biologisch bedingte Tendenzen oft auch zu einer Vertiefung der Belastung der Eltern. Psychosoziale Hilfen für Familien mit Sorgenkindern standen in der Vergangenheit oft im Zeichen einer Entwicklung, die bereits damals mit dem Etikett „Psychoboom“ versehen wurde: Kindliche Schwierigkeiten wurden unter den Lupen vielfältig boomender Therapieformen zu Störungen, sei es von Einzelnen oder von ganzen „Systemen“, denen je nach angelegter Optik wiederum verschiedene Therapien angeraten wurden. All dies führte zu einer „Therapeutisierung des familiären Alltags“ und, damit verbunden, zu einer nachhaltigen Verunsicherung von Eltern. Die Suche nach „verdeckten Paarkonflikten“, die „hinter“ der Symptomatik des Kindes lagen, wurde vielfach zumindest zu einer verdeck-

ten Form von Anklage – oder konnte zumindest so verstanden werden. Die auf der Doppelbindungstheorie der Schizophrenie aufbauenden Konzepte der Familientherapie bei Psychosen etwa führten zu vielfachen Kränkungen von betroffenen Eltern, die nun erlebten, dass sie neben ihrer Hilflosigkeit auch noch als „kommunikationsgestört“ galten – in den USA entstand sogar eine Selbsthilfebewegung von durch Familientherapie geschädigten Eltern. In der Einseitigkeit mancher sozialer Beschreibungen bestand und besteht also die Gefahr, dass die therapeutische Allianz beschädigt und die Möglichkeiten präventiver oder heilender Intervention beschnitten werden.

So ist es nicht verwunderlich, dass in der jüngeren Vergangenheit biologische Erklärungsmodelle wieder an Boden gewonnen haben. ADHS ist eines der Felder, wo Eltern, die sich oft jahrelang schuldig und nicht in ihrer Hilflosigkeit ernst genommen fühlten, mit Erleichterung auf diese Art von Erklärung reagieren. Sie berichten oft, dass ihre Kinder „von Anfang an“ anders waren. Sie beschreiben Kinder als impulsiv, risikobereit oder wenig konzentrationsfähig – schon von frühesten Kindheit an.

Doch auch diese Erleichterung hat wieder ihre Risiken und Nebenwirkungen: ADHS bietet sich nun, vom Odium elterlichen Versagens befreit, als Universalargument für alle möglichen Formen kindlicher Auffälligkeiten an. Plötzlich steigt die Zahl der als „hyperaktiv“ bezeichneten Kinder ins Gigantische, der Medikamentenverbrauch, vor allem Ritalin, stieg in den letzten zehn Jahren in Zehnerpotenzen an, und nun mehren sich die Stimmen derer, die vor Missbrauch der Diagnose und der Medikamente warnen – und derer, die den hemmungslosen Einsatz biologischer Erklärungsmuster ebenfalls als große Gefahr sehen.

In einer solchen Situation brauchen wir dringend integrierende Konzepte, brauchen wir Verbinder, die weder in der einen, noch in der anderen Beschreibung verhaftet sind – und sich gleichzeitig in beiden kompetent bewegen können. So wird es möglich, die Unruhe des Kindes als eine besondere Herausforderung für das Umfeld zu sehen, eine, bei der besonders die Eltern vor allem eins brauchen: Unterstützung – und eins nicht: implizite Anklage. Martin Schmela ist ein solcher Verbinder. Er zeigt, dass es möglich ist, sich „neben“ die Eltern zu stellen, mit ihnen gemeinsam auf das unruhige Kind, den Zappelphilipp zu schauen – ohne diesen „krank“ zu machen. In

dem Jonglieren zwischen Konzepten, die den schwarzen Peter entweder beschuldigend den Eltern zuschieben oder krankmachend dem Kind, bleibt er auf beeindruckende Weise beweglich und widersteht der Versuchung einfacher Erklärungen. Als Menschen stehen wir immer in dem Dilemma, dass wir in unserer Kultur kein Phänomen mehr betrachten können, das nicht kulturell überformt und geprägt ist – und dass wir gleichzeitig doch auch Wesen sind, die biologisch mit unterschiedlichem Rüstzeug ausgestattet wurden, auch wenn wir dieses wiederum nicht anders als durch die Brille unserer Kultur, sprich durch die Sprache rekonstruieren und beschreiben können. Es gelingt Martin Schmela, sich in diesem Dilemma zu bewegen, ohne in den Teufelskreis aus ideologischen Behauptungen, Anklagen und sich verschärfenden einseitigen Beschreibungen zu geraten.

Ich gratuliere ihm zu diesem wichtigen Buch in der Hoffnung, dass es mithelfen möge, die Schärfe der Auseinandersetzung um das Thema „ADHS“ abzumildern – so dass es weniger ein „poetischer Punkt“ in der fachlichen Auseinandersetzung wird, als vielmehr das, was es vor allem sein sollte: eine Herausforderung für betroffene Kinder, Eltern und Fachleute, ihre Kooperation so optimal wie möglich zu gestalten.

*Arist v. Schlippe  
Osnabrück, im Juni 2004*

.....

## Vorwort des Autors

Obwohl ich mittlerweile schon seit vielen Jahren professionell mit „hyperaktiven“ Kindern, Jugendlichen und ihren Familien arbeite, klingt das Kürzel ADHS für mich dennoch merkwürdig, eher nach einer dubios anmutenden exotischen Krankheit denn als eine besondere Hausforderung für das Zusammenleben von vielen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Mit dem von mir gewählten Buchtitel sei die Hoffnung ausgedrückt, den Blick nicht nur auf die spezifischen Schwierigkeiten und Potenziale von hyperaktiv auffälligen Kindern zu lenken, sondern auch auf die kleinen Personen als solche, die manchmal hinter ihren Auffälligkeiten zu verschwinden scheinen. Diese Hoffnung ist mit dem Wunsch verbunden, ein solch ganzheitlicher Blick möge erleichtert werden durch die Integration von bislang oft divergierenden Therapierichtungen, nämlich durch die Verknüpfung von verhaltens-, familien- und hypnotherapeutischen Behandlungsansätzen.

Das vorliegende Buch will vor allem aus der praktischen therapeutischen und beraterischen Arbeit mit faszinierenden Heranwachsenden und den sie betreuenden Erwachsenen berichten, jedoch gleichzeitig die in diesem Feld entstehenden theoretischen Fragen einbeziehen. Es beruht in den Praxisberichten auf meinen Erfahrungen als Psychologe und Psychotherapeut sowohl in der Jugendhilfe als auch in der ambulanten Therapie. Natürlich hat die Begegnung mit hyperaktiv auffälligen Kindern und Jugendlichen auch einen ganz persönlichen Resonanzboden bei mir. Vor allem in der Anfangszeit meiner therapeutischen Arbeit war ich mitunter bestürzt und fassungslos angesichts des Ausmaßes an Auffälligkeiten und des Störpotenzials, das viele Heranwachsenden – auch in der diagnostischen oder therapeutischen Einzelsituation mit mir – an den Tag zu legen vermochten. Dies fand ich einerseits erschütternd, es half mir aber andererseits, noch mehr Verständnis für die schwierige Aufga-

be und den Alltag von Eltern, Erziehern und Lehrern zu entwickeln, die Tag für Tag solchen Herausforderungen in Gruppenkontexten begegnen. Mit der Zeit lernte ich einerseits, Darbietungen solch extremen Verhaltens gut zu begrenzen, um überhaupt ernsthaft mit den Kindern/Jugendlichen arbeiten zu können. Andererseits lernte ich, ihr Verhalten als diagnostisch wichtige Beobachtungsmöglichkeit der individuellen Ausprägung hyperaktiven Verhaltens zu würdigen und als momentan sinnvolle Schutzstrategie der jungen Menschen zu respektieren. So kann ich mich mit ihnen auf die Suche nach dahinter verborgenen Wünschen, Ängsten, Träumen, Verlusten, Sehnsüchten begeben.

Im Laufe der Zeit merkte ich, wie viel Spaß mir die Arbeit mit diesen Kindern und Jugendlichen machte, besonders weil mir ihre Kreativität immer neue Anregungen für meine therapeutische Arbeit gab. Ich wünsche allen Lesern dieses Buches, mit ebenso viel Spaß die Kreativität der Kinder und ihre eigene zu entdecken.

Das vorliegende Buch beruht auf einer Abschlussarbeit im Rahmen einer Fortbildung in Familientherapie beim *Institut für Familientherapie Weinheim*. Ich bedanke mich vor allem bei den beiden Lehrtherapeuten des Weinheimer Instituts, die dieses Konzept im Abschlusskolloquium mit mir erörterten, Dr. Arist von Schlippe und Michael Grabbe. Darüber hinaus bin ich sehr dankbar für wertvolle Anregungen für meine therapeutische Arbeit von vielen Fortbildnern in Familientherapie und in Hypnotherapie bei Kindern und Jugendlichen, allen voran von der leider viel zu früh verstorbenen Maria Solmsen und von Professor Siegfried Mrochen. Auch in Verhaltenstherapie profitierte ich maßgeblich von sehr guten Lehrern und Vorbildern; herausheben möchte ich insbesondere Professor Manfred Döpfner. Außerdem gilt mein Dank vielen Kollegen und Kolleginnen für den Austausch von Erfahrungen sowie Annalisa Neumeyer für die vielen Anregungen zur Magie des Zauberns mit Kindern.

Besonders danken möchte ich Monika Sausen, die mich sowohl fachlich wie auch persönlich maßgeblich bereichert, inspiriert und zu diesem Buch ermutigt hat.

Nicht zuletzt möchte ich Dank sagen den vielen Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern und Betreuern, mit denen ich arbeiten durfte. Mit Fug und Recht kann ich sagen, dass ich von ihnen – an erster Stelle von den Heranwachsenden selbst – wohl am meisten gelernt habe.

Martin Schmela  
Bonn, im Frühjahr 2004